

Zeit-Geist



Hermann von Pückler-Muskau (1785 – 1871) bereiste auf seinen zahlreichen Expeditionen auch Ägypten und den Orient. Foto: oh

Staatsgast in Kairo

Ägypten hat mit Despoten so seine Erfahrungen. Im Palast von Mehmed Ali war auch Hermann von Pückler-Muskau ein gern gesehener Gast.

Auch zu seiner Zeit war es nicht ungefährlich, das Land am Nil zu bereisen. Man hatte nicht einmal einen Reiseveranstalter, den man hätte haftbar machen können. In den Jahren 1837/38 gab es in Kairo keine Volksaufstände. Dafür Pest und Cholera. Europäer mussten auf der Rückreise eine mehrwöchige Quarantäne im Hafen von Piräus oder Malta einlegen. Zwangsaufenthalt auf Strohbetten, in verlauchten Quartieren. Ein Graus für jeden Charterveranstalter. Einen Hermann von Pückler-Muskau konnte das nicht schrecken.

Mit seiner liebevollen doch ungeschönten Beschreibung Englands in den „Briefen eines Verstorbenen“ (1830/31) war der Fürst auf die Bühne der Literatur getreten. Der kommerzielle Erfolg minderte die drückenden Schulden. 1834 war mit den „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei“ ein Standardwerk der Gartenkunst geschaffen. Im selben Jahr folgte die liebevolle Anekdotensammlung „Tutti Frutti“. Dann war der Zettelkasten leer.

Eine neue, spektakuläre Reise musste her. Die Farben des Orients lockten den Augenmenschen. Das Osmanische Reich reichte damals vom Dnjepr bis zum heutigen Sudan und war – von Pest und Beduinenbänden abgesehen – ein recht friedliches Herrschaftsgebiet. Eine gesiegelte Erlaubnis des Sultans ermöglichte die Reise bis zum zweiten Nilkatarakt. Beherrscht wurde der ägyptische Teil dieses Riesenreichs von Mehmed (Mohammed) Ali. Die Europäer nannten ihn Vizekönig und schätzten ihn als „Ordnungsfaktor“ in der Region. Ein pro-westlicher Herrscher, der es verstanden hatte, sich von der „Pforte“ in Istanbul abzulösen. Rivalen ließ er umbringen, seinen Sohn Ibrahim Pascha lancierte er als Nachfolger. Ähnlichkeiten mit lebenden Despoten sind rein zufällig.

Mehmed Ali sind Pücklers enge Beziehungen zum preußischen Hof bekannt. Er behandelt ihn als Staatsgast. Gewährt ihm Kost und Logis in einem Palast mitsamt Dienern, zeigt ihm die modernen Hospitäler des französischen Arztes Clot Bey, lässt die Flotte manövrieren und Salut schießen. Pückler gefällt sich in der Rolle des Diplomaten – eine Stellung, die er in Berlin nur zu gern eingenommen hätte. Doch dort kannte man den politischen Traumtänzer. In Paris hatte er den gefährlichen Zeitgenossen Heine getroffen, der – anders als Pückler – in Deutschland nicht gedruckt werden durfte. Nun ließ sich der Fürst von Tyrannen hofieren. Pittoresk waren seine Begegnungen, nicht politisch korrekt.

Pückler hat Spuren hinterlassen: Drei Bücher allein über den Orient. Er trank Tee mit einer exzentrischen Engländerin, meißelte seinen Namen in die Spitze der Pyramide und erwarb eine minderjährige abessinische Sklavin namens Machbuba. Pückler geistert noch heute durch unsere Vorstellung, weil er ein Ausbund an Fantasie und Unternehmungslust war. Überaus nützliche Eigenschaften, wenn es gilt, ein versteinertes, überkommenes Regime zu stürzen. Der nimmermüde Geist des immergrünen Fürsten bläst Wind in die Transparente der Demonstranten. Sie wissen es nur nicht.

RALF GÜNTHER

So viel Spaß muss sein

Norddeutsche lachen anders als Süddeutsche – und Sachsen sowieso. Ein Kompass des deutschen Humors.

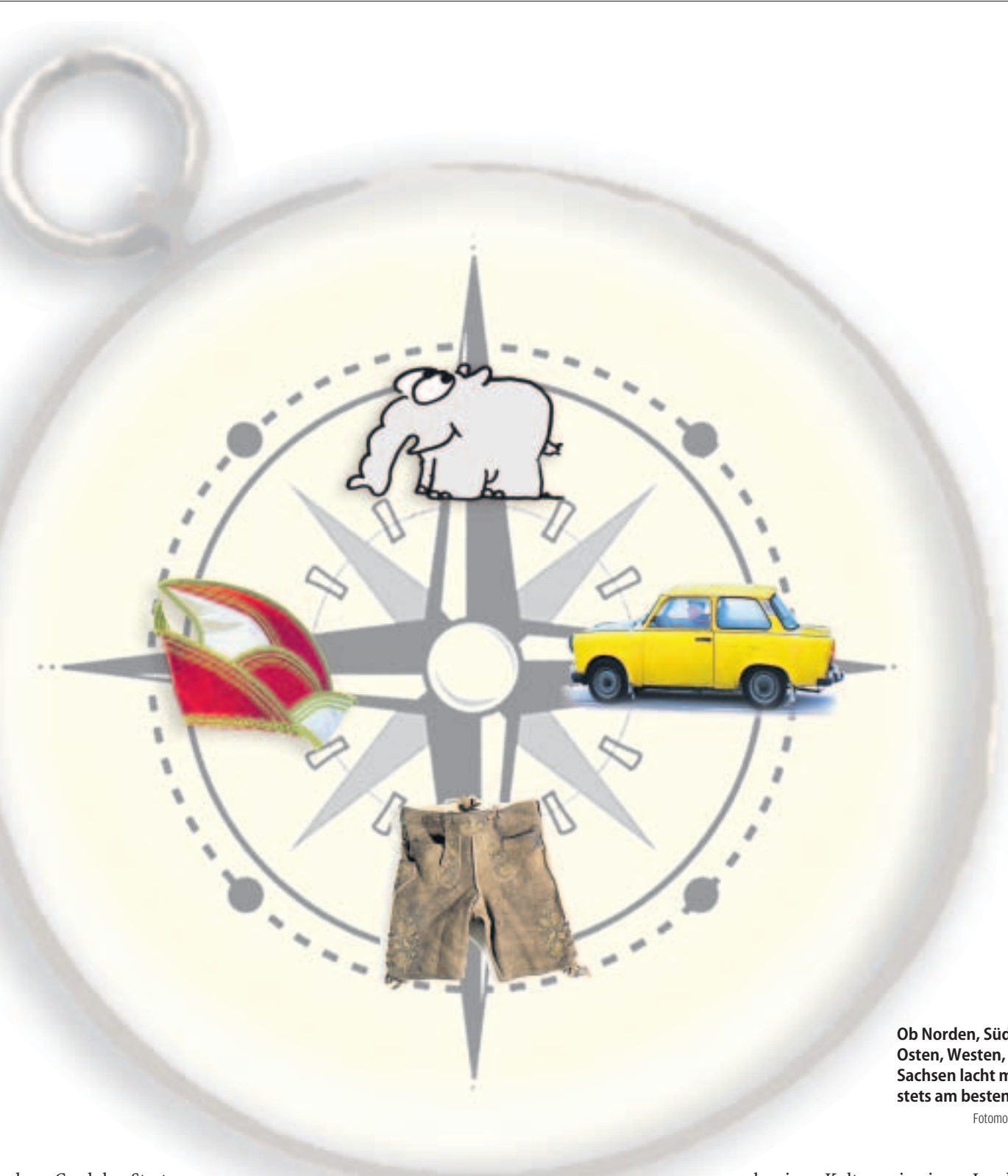
Die Deutschen sind ein Volk von paranoiden Schizophrenikern, die sich nicht entscheiden können, ob sie lachen oder weinen wollen. Das sagt ein Brite. Natürlich. Der Deutschlandkorrespondent der Londoner Times, Roger Boyes, pflegt in seinen Texten und Büchern gern das gängige Vorurteil des depressiven Deutschen.

Um sein deutsches Trauerkloßbild zu pflegen, helfen ihm die hängenden Kanzlerinnen-Mundwinkel. Dort verreckt sogar ein englischer Gag. Dabei kann die Dame höchst charmant sein. Boyes rät indes Deutschland, dem Humor ganz abzuschwören und nur noch zu importieren. England baue schließlich auch keine Autos mehr. Der Engländer lacht, der Franzose schmunzelt, der Deutsche zieht eine Fleppe. So lautet die klassische Mentalitätshierarchie der Zentraleuropäer. Auf der Weltkarte des Humors gilt Deutschland als scherzfreie Zone.

Deutscher Humor ist, wenn man trotzdem nicht lacht. Dieser schöne Satz stammt nicht von Boyes, sondern von einem Deutschen, dem Schriftsteller Sigismund von Radecki. Dabei sehen die Deutschen sich selbst ganz anders und halten sich für wahnsinnig lustig. Drei von vier Erwachsenen glauben, sie könnten Säle zum Brüllen bringen. Das fand „Lisa“ heraus, was komisch ist, denn die Zeitschrift gilt weder als Institut für soziale Forschungen noch als besonders lustig. Aber wir glauben es einfach mal, denn immerhin behaupten in derselben Umfrage 87 Prozent der Männer und 91 Prozent der Frauen, sie könnten über sich selbst lachen. Na also. Millionen Stimmungskanonen bevölkern das Land. Außerdem hat jeder Landstrich seinen ganz eigenen Humor.

Allerdings scheint Boyes in einem Punkt recht zu haben: Humor, sagt er, sei in Deutschland an Ereignisse oder Termine gebunden – an Comedy-Shows im Fernsehen etwa oder die Karnevalszeit am Rhein. Die Fernsehmacher glauben offensichtlich daran: Vorzugsweise aus privaten TV-Röhren dampfen Plauderer und erschrecken das Fernsehvolk mit ihren Gag-Attacken.

Rund 80 Comedians senden zurzeit im Dauerspot ihre Botschaften übers Land. Die größte Comediandichte herrscht rund um Köln. Kein Wunder, dort residieren die Studios von RTL und sämtlichen Produktionsfirmen wie beispielsweise Brainpool, die Sender wie Pro7 oder Sat1 mit ihren Formaten bestücken. Zu den Eigentümern gehört Stefan Raab. Von Ingo Appelt, Atze Schrö-



Ob Norden, Süden, Osten, Westen, in Sachsen lacht man stets am besten.

Fotomontage: SZ

der, Cordula Stratmann, Dieter Nuhr, Anke Engelke über Bastian Pastewka, Johann König, Markus Maria Profitlich bis Cindy aus Marzahn, Michael Mittermeier, Mario Barth, Olaf Schubert oder Kurt Krömer laden sich alle gegenseitig in ihre Shows ein, verteilen kiloweise Comedypreise und nutzen so die Gunst der heiteren Stunde. Private Comedy-Sender lassen zudem rund um die Uhr Lacher laufen.

Und das größte Grauen steht noch bevor: Gilt in vielen öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten Humor eigentlich als Gefahrgut erster Klasse, rüsten sie im Februar zur Karnevalssaison auf, um jede Sitzung live vors heimische Sofa zu übertragen. Der MDR mischt mit und organisiert das kollektive Erbrechen. Aber vielleicht ist Karneval oder, wie es in Sachsen heißt, Fasching gar kein Humor, sondern ein Trauerspiel mit hysterischen, dunklen Elementen? Schließlich folgt der Fastnacht die Askese.

Das Fernsehen hat die Spaßindustrie entdeckt und tut, was es nicht lassen kann. Es übertreibt und zieht aus dem telegen Gute-Laune-Kraftwerk Geld statt Erkenntnis. Längst existiert in Deutschland eine Humor-Industrie, die industriellen Humor am laufenden Lachband produziert, gestanzt aus Phrasen zwischenmenschlicher Missverständnisse. Die Schablonen kommen aus der amerikanischen Stand-up-Tradition, die Lacher viel zu oft aus dem Lautsprecher. Es wäre jedoch humorlos, sich über die Scherzoffensive lustig zu machen, schließlich haben die Deutschen viel nachzuholen. Denn spätestens seit sie mit einem Zweiten Weltkrieg den anderen Völkern auf den Geist und ans Leben gingen, wurde es ernst. Die Deutschen leiden am Grübelvirus „Warum“, und die Heilung braucht seine Zeit. Seit Tucholsky fragte, was Satire darf,

philosophieren komische Theoretiker über alles. Die Grenzwerte des deutschen Humors sind grenzwertig. Sie werden aber von den Betroffenen selbst zum Glück längst überschritten. Lachen befreit.

Humor war ursprünglich die Bezeichnung für die jedem Lebewesen eigenen, vier elementaren Körpersäfte, die die Temperamente choleric, phlegmatisch, sanguinisch, melancholisch ergeben. Die heutige Bedeutung wurde im 18. Jahrhundert aus dem englischen „humour“ übernommen.

Der bayerische Humor schwankt zwischen Anarchie und Spießertum.

Die englische Bedeutung ist erstmals 1682 nachweisbar und stammt wahrscheinlich von einer Parodie Shakespeares.

Der wusste, dass Humor voller feiner Unterschiede steckt. Und genau das kann man von den Deutschen lernen. Die Schizophrenie zwischen Lachen und Weinen, die Differenzierung zwischen Ironie, Sarkasmus, Skurrilität und Zynismus macht den deutschen Humor aus. Er bindet sich an Charakter, Landschaft, Sprache. Übrigens nicht unwesentlich auch an Alkohol, der Hemmschwellen fortspült. Wein lässt das Gemüt leicht, beschwingt und freudig lachen, Bier macht den Menschen eher wurschtig, stumpf und nörgelig. Humor hat so viele Sti-

le wie es Kulturen in einem Land gibt. Und Dialekte. Deshalb kann man fünf große Humor-Landschaften in Deutschland deutlich unterscheiden: Die bayerische, die Berliner, die rheinländische, die norddeutsche und die sächsische. Zwischendrin differenziert sich vieles aus, die Grenzen überlagern sich, und da der Deutsche mobil ist wie sein Auto, wandert der Charakter des Humors in allen Himmelsrichtungen hin und her.

Hinter der Weißwurstgrenze, im deutschen Süden, kommen wir in ein Humorgebiet, wo fleißig gegrantelt wird. „Guat aufgehängt“, hot da Handwerksbursch g’sagt, „is besser ois schlecht verheirat!“ Gerhard Polt, das Urvieh des bayerischen Humors, sagt zu seinem Wesen. „Jo mei, jo mei.“ Eine weitere Stellungnahme dazu lehnt er spontan ab. Er sei schon zu oft danach gefragt worden und kein Erklärer, sondern Bayer. Der macht keinen Witz, er ist der Witz. „Sein’s froh, wenn’s wissen, wo der Spaß aufgehört“, sagt Polt. Bayerischer Humor ist Wurschtsalat, deftig, nie absichtsvoll, nie gezielt. Er wird ernst zelebriert. Der Kabarettist Polt selbst lacht nie auf der Bühne, er lässt lachen.

Der Bayer ist eine Mischung aus Österreicher und Mensch, sagte einst Reichskanzler Otto von Bismarck. Stimmt und stimmt nicht, denn in Bayern wanderten viele Sudentendeutsche und Schlesier ein. Damit hat auch der Humor zu tun. Der Bayer pflegt einen herzlichen Umgang mit dem Apokalyptischen. Nur, dass er damit umzugehen weiß. Ein Raufbold, grob und deftig. Die Münchnerin sagt, wenn ihr Mann in der Früh besoffen nach Hause kommt: „Wenn er von der Redout’ an solchen Rausch hoam bringt, da sag i nix; denn dös is a Garantie, dass er mir net untreu word’n is.“ Wobei wir

Deutschlands Humorregionen



Grafik: Gernot Grunwald

Der Betroffenenlyriker aus Sachsen

Der Dresdner Olaf Schubert arbeitete sich aus den Hinterstuben sächsischer Clubs auf die Vorderbühnen deutscher Theater und ins Fernsehen. Pulkunder, sächsischer Dialekt und absurde Monologe sind sein Markenzeichen. Schubert beschreibt für die SZ seinen Humor:

Humor sollte vor allem eins sein: komisch. Die geografische Herkunft ist sekundär. Da Sächsisch allgemein ja schon ziemlich lustig klingt, ist unter Umständen ein Satz wie „Dort liegt der Löffel“ schon erheitend. Der Sachse ist ja immer irgendwann wie das Ostbrot schlechthin.

Aber man weiß nie, worauf man reduziert wird. Wenn jemand sagt, das ist für ihn der Osten, dann ist das eben der Osten. Der Nächste assoziiert damit wieder was ganz anderes. Ich habe mich mal mit jemandem über typischen bulgarischen Humor unterhalten, vielleicht ist es das Plovdiverische, so wie die Stadt, wer weiß.

Ein Schubert-Witz: „Sooo, ich habe gehört, dass Jugendliche sehr oberflächlich sind. Sie stellen sich keine der wichtigen Fragen mehr, zum Beispiel: Wo komme ich her, wo gehe ich hin, welche Schuhe ziehe ich dazu an ...“



Der Dresdner Olaf Schubert nennt sich selbst Betroffenenlyriker. Er ist ein Vertreter des sächsischen Humors, den er jedoch nicht als entscheidend ansieht. Er will nur eins sein: komisch. Foto: kairospres



Dank modernster Fotobearbeitungstechnik kann sogar diese Deutsche richtig breit grinsen.

Foto: Thomas Trutschel/Photothek, Montage: SZ

fast alle Klischees zusammenhätten. Der Münchner Straßenbahnfahrer schreit den Taxifahrer vor sich an: „Kannst net aus die Gleis fahrn?“ Antwort: „I scho, aber du net.“ Das ist aktiver Humor, breitbeinig, durchaus positiv. Er ist Selbstbehauptung, handelnder Witz einerseits, aber wenn man Polt hört oder an Karl Valentin denkt, erfährt man eine gewisse Verdrossenheit, eine Melancholie, hört das Missverständnis der Gedanken. Darauf beruht die Widersprüchlichkeit, die Komik erzeugt. Der Humor hat Tiefe und kriegt ab und zu Höhe, wie das Alpenland. Und noch eines ist ganz entscheidend: Der Bayer spricht scheinbar schnell, aber entwickelt den Gedanken ganz langsam. Noch ehe er *Wurscht* aussprechen kann, hat der Berliner sie schon gefressen.

Überschreiten wir die Weißwurstgrenze in Richtung Nord-Ost zum Weißbierzentrum, befinden wir uns im Reich des Flachlandhumors. Hier wird erst geredet und dann gedacht, es geht um Angriff, nicht vordergründig um die eigene Person, zu der man nur auf Umwegen gelangt. „Du hast's jut, du bist doof.“ Klingt dämlich, aber es sagt mit Intelligenz, dass dem anderen all die Probleme des Lebens erspart bleiben. Es verrät große Selbstsicherheit, das Ich behauptet sich mittelbar, in dem es blitzschnell angreiferisch ein groteskes Bild des Gegenübers malt. Ein Witzbold, provozierend und schlagfertig. „Ick hau dir aus'm Anzug! Ein Schlag, und du stehst im Hemde da. Der zweite Schlag is Leichenschändung.“

Mario Barth erzählt immer nur von seiner Freundin oder neuerdings seinem Laptop. Cindy aus Marzahn kommt auf die Bühne und sagt: „Kürzlich traf ick mein Traummann, 1,48 groß, 170 Kilo schwer, braun gebrannt, so ene Art Türsteher, keen Hals, keene Haare, keen Gehirn.“ Das Publikum tobt. Cindy: „Der hatte ooch immer nette Blümchennamen für mich und sagt zu mir: olle Pissnelke, mache hin.“

Hier wird karikiert, nirgends deutlicher als in Drohungen, bezogen auf die Person oder ein Objekt, mit blitzschneller Fantasie, vorwiegend durch unerwartete Vergleiche. Was erzählt wird, scheint tatsächlich passiert zu sein, es geht Schlag auf Schlag. Barth wiederholt noch permanent dazu, steigert die Erwartungshaltung, da ist gar nicht mehr entscheidend, wo der Gag liegt. Der Berliner Humor verwirrt nicht, wie der bayerische, mit Gedanken, sondern mit Wortwitzen, allerdings nicht in der Tiefe des Doppelsinns wie in Sachsen. Der Berliner verzerrt. „Ick hau dir vor den Rangierbahnhof, det dir sämtliche Jesichtszüge entgleisen.“

Und tief im Westen? Der Rheinländer versteht den Berliner und auch den Bayern, er vermittelt zwischen beiden. Kölner Humor ist eine Mischung aus Selbstbehauptung und Kritik der anderen. Der

sächsische Humor ist ihm völlig fremd. Köln ist die zum „Laache“ bereiteste Großstadt. Der Kölner hat Probleme und meistert sie. Sofort. Er bejaht das Leben. Einer eröffnet ein Restaurant und schreibt, reichlich faul, auf die Speisekarte: Fleisch von allen Tieren. Der erste Gast kommt, liest, bestellt: „Eine Scheibe Elefantentrüssel.“ Der Wirt: „Eine Scheibe? Dafür schneide ich den Elefant nit an.“ Ein Kobold, ordinär und beißend. Und doppelt. Denn der Kölner nutzt eine Art Gestalten-Dialektik, einst waren es Kölner Originale wie Tünnes und Scheel oder Pitter und Tünnes.

Gaby Köster verkörpert neben Dirk Bach oder Tom Gerhard heute im Fernsehen den Humor aus Köln, sie sitzt an der Kasse, Bach im Dschungelcamp, Gerhard macht Karriere mit einem Hund. Ein Raureif literarischer Ferne liegt über dieser Komik. „Uns Madam ess doch esuu jeizig, dat se beidse Dööchter zesammen op eim Klavier spille lass.“ Der Spaß entsteht vor allem aus dem Dialekt, ist sehr lokal gebunden und nicht aus der Aktualität geboren. Aber voller Weisheit und duldsam gegenüber den menschlichen Schwächen. Auf die Nachfrage des Nachbarn, wie es dem Großvater gehe, sagt der andere Nachbar: „Dä Großvatter ess dat Zeiltliche am Segnen.“

Im Norden, am Wasser, geht es beim Humor trocken zu. Der Hamburger erfand einst Klein-Erna, um sich auszudrücken. Es kokettiert mit der eigenen Schwäche. Ein Bold, kühl und bitter. Die Mutter beauftragt Klein-Erna, während ihrer Abwesenheit ihren Bruder Heini immer an der Hand zu halten. Nach einer Stunde kommt Mutting zurück, sieht Klein-Erna bis zum Hals im Wasser stehen. „Und wo hast Du Heini?“, fragt Mutting. „An Hand“, sagt Klein-Erna. Grausame Nüchternheit. Aber das ist der Witz. Das ist Hamburger Realismus. Otto Waalkes erfand den Ottifanten, der niedlich scheint, aber all das Subversive, das Schwarze im Humor des Norddeutschen stilisiert.

Und warum lacht der Sachse? Unten, im östlichen Osten *forageiert* der Sachse sich selbst. Gelegentlich bis zur Dämlichkeit. Er darf das. So wie Olaf Schubert, der sich im Pullunder lächerlich macht und im Dialekt verknäult. Oder Tom Pauls, der mit Ilse Bähnert eine Figur schuf, die hintergründig, haarsträubend und heiter das Beste aus ihrem Schicksal macht. Schlitzohrig, doppelbödig, aber defensiv und fatalistisch. Es geht um ironische

Selbstschau. Kein Kobold, kein Raufbold oder Witzbold, sondern Dulder. Da kommen die anderen Deutschen oft nicht mit, weil Ironie eine feine zwischentönige Angelegenheit ist. Hier regiert das Missverständnis des Dialekts. Drei Klassiker: „Was haben Bäcker und Pfarrer gemeinsam? Die Bredchn.“ Für *Auswärtsche*: Brötchen und Predigten. Und weltweit trinken Griechen aus Römern, nur in Sachsen können Römer aus Griechen

Der Sachse „forageiert“ sich selbst. Manchmal bis zur Dämlichkeit.

saufen. Oder: Auf dem Bahnsteig ruft ein Passant: „Herr Bädzhold, Herr Bädzhold!“ Da schaut plötzlich ein Passagier aus einem Zugfenster und sagt: „Ja, bitte.“ Der Passant geht hin, haut dem Passagier eine runter und geht. Der Passagier dreht sich zu den anderen Gästen im Abteil um und sagt: „Dem habsch aber gegeben, ich heeß gar ni Bädzhold.“

Dieser Humor genügt sich selbst, weil der Sachse genügsam ist, ohne sich zu be-

gnügen. „Mich kann keener für dumm forgoofen“, sagt er. Und trotzdem kann ein Engländer in der Straßenbahn seine Beine auf den Schoß des Sachsen legen, ohne dass der was tut. Im Gegenteil, er erzählt es seinem Bekannten. Der fragt: „Warum haste denn nischt gesacht?“ Das Opfer: „Nu, ich gonnde doch gee Englich.“ Es ist tiefer Humor, denn dort schaut sich ein Wesen selber an. Es ist überstürzende Zuverlässigkeit, sogar des Denkens, eine unbewusste Raserei sächsischer Höflichkeit. Selbst wenn der Sachse Kritik übt, will er versöhnlich sein. Er zieht die Macht herunter auf das Niveau des gewöhnlichen Menschen. „Goethe? Der hats doch ooch nur aus Biechern.“ Hier hat der Humor Doppeldeutigkeit und philosophische Tiefe, er ist subversiv. Die Folgen sind langfristig. Der Sachse verwirrt gern und freut sich diebisch, wenn es gelingt. Dann ist auch wieder gut. Ihm genügt oft der Spaß an sich. Nur wenn andere dem Sachsen dämlich kommen, dann wird er *iezzsch*.

Der Brite staunt. So viel Humor in einem Land ist selten. Dabei war das nur ein kleiner Streifzug über die Humorkarte. Doch der Deutsche hat sich längst entschieden. Er will lachen, aber ganz nach seiner eigenen feinen deutschen Art. PETER UFER

Das Schandmaul aus Berlin

Die Berlinerin Cindy aus Marzahn, eigentlich Ilka Bessin, arbeitete als Köchin, später als Animatourin, war vier Jahre arbeitslos. Aus Angst, wieder auf Hartz IV abzusteigen, ackert sie sich durch alle Shows und hat kaum Zeit, über den Berliner Humor ernsthaft nachzusinnen.

Sie sagt: „Ich labere einfach vor mich hin, mich kann eh keiner von der Bühne tragen.“ Cindy sagt viele Dinge, die Ilka nicht in den Mund nehmen würde. „Aber zu 70 Prozent ist es mein Leben, von dem ich da oben auf der Bühne erzähle: die Arbeitsamt-Geschichten, die Männer-Geschichten, meine Erlebnisse als Kellnerin. Wenn Gäste wollen, dass man ihnen das Salatblatt rot anmalt,

weil sie mit der Farbe Grün nicht so gut klarkommen...“ Ein Cindy-Lieblingssatz: „Ich habe Alzheimer-Bulimie – erst esse ich alles, dann vergesse ich zu kotzen.“

Weitere typische Sprüche: „Meine Mutter hatte ja eine sehr schwere Kindheit, nämlich meine.“ Oder: „Frauen machen für Männer ja prinzipiell alles. Ick habe mir für den Idioten vor zehn Monaten das Fett absaugen lassen. Ick warte ja heute noch darauf, dass die Schwellung zurückgeht.“ Zu Jennifer Lopez: „Ick habe mir von der Alten auf Viva mal det Video anjguckt. Also, Entschuldigung. Ick verstehe nicht, wie man mit so einem fetten Arsch so einen Erfolg haben kann.“



Cindy aus Marzahn vertritt den Berliner Humor und nimmt dabei kein Blatt vor den Mund. Foto: dpa

Der Nachdenker aus Bayern

Der Münchener Gerhard Polt gehört zu den gestandenen deutschen Kabarettisten. Kennzeichnend für den Bayern ist die detailgenaue, authentische Darstellung scheinbar braver Spießbürgertypen, hinter deren harmlosem Gerede sich Abgründe krimineller Energie oder grenzenloser Dummheit auftun. Für die SZ beschreibt er seinen Humor:

Das bayerische Humorwesen schwankt zwischen Spießertum und Anarchie, es hat eine Tendenz zur Breitschädlichkeit und Leibesfülle. Die Humorhaltung beruht auf der Tradition des Agrarstaates und der Meinung, man muss sich mit dem Unabänderlichen abfinden. Man

kann Humor nicht darstellen, entweder man hat ihn oder man hat ihn nicht. Schon Karl Valentin spielte keinen Witz, er war der Witz.

Ich bin froh, dass man einen Menschen – und das ist im Grunde das Schönste, was man einem Menschen sagen kann – dass er eben im Grunde nicht definierbar ist, dass etwas Geheimnisvolles bleibt an jedem Individuum, warum die Tante Anni so ist und der Onkel Sepp so ist... Genau das ist seine Freiheit: dass es für einen Menschen nicht einen gibt, der ihn betrachtet, sondern mehrere. Jo mei, das ist wahrscheinlich eine fatalistische Aussage, also eine typisch katholische. Vielleicht auch ein bajuwarisches Grundgefühl.



Der Kabarettist Gerhard Polt spielt keinen Humor, er hat ihn. Bayerischer Humor ist Wurstsalat. Foto: Uwe Lein/AP